

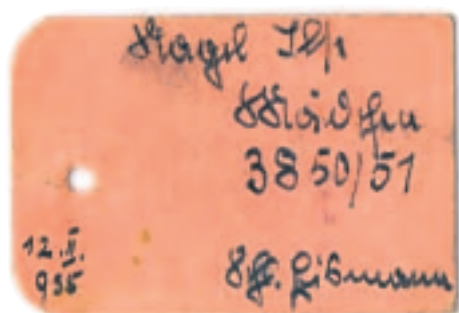
67 Jahre später

Als Hebammenschülerin hat Inge Vetisch am 12. Februar 1945 Petra Roschinski auf die Welt geholfen und in der Bombennacht viele Babys gerettet. Jetzt trafen sich die beiden Frauen wieder.

VON JÖRG MARSCHNER



Inge Vetisch mit ihrem Geburtenregister. Als junge Schwesternschülerin (kl. Bild) brachte sie am 12. Februar 1945 Petra Roschinski zur Welt. Foto: SZ/Th. Lehmann



Der Beweis: Auf dem Geburtenkärtchen erkennt Inge Vetisch die Unterschrift mit ihrem Mädchennamen Eismann. Oben steht der Name von Petra Roschinskis Mutter: Ilse Nagel. Foto: privat



Petra Roschinski als Baby mit ihrem Vater. Foto: privat



Petra Roschinski, 67 Jahre, verlor ihre Mutter in der Bombennacht, wenige Stunden nach ihrer Geburt. Nun traf sie ihre Hebamme. Foto: Markus Hansen

Da sitzen sie sich nun gegenüber in Neuwürschnitz südlich von Chemnitz – zwei Frauen, die einander ziemlich fremd sind. Vor 67 Jahren waren sie sich für kurze Zeit ganz nah, zwei Tage nur, die ein schlimmes Ende nahmen. Vielleicht waren es auch drei, so genau lässt sich das nicht mehr sagen. Nun, nach all den Jahren, sehen sie sich das erste Mal wieder: Inge Vetisch, die Gastgeberin, und Petra Roschinski, die aus dem fernen Hamburg gekommen ist, um die Frau kennenzulernen, der sie ihr Leben verdankt.

Für beide bringt die Begegnung Momente tiefer, innerer Erregung. Der Beweis dafür, dass ihrer beider Leben für einen kurzen Moment verbunden war, liegt auf dem Tisch: ein kleines, rosa Kärtchen mit einem ebenso kleinen Loch für ein Bändchen, die Farbe ist schon arg verblasst. Inge Vetisch, die gerade mal 1,50 Meter große Frau mit dem gewellten silbergrauen Haar, hält es unter ihre Lupe und sagt: „Ja, ganz sicher, das ist meine Schrift. Und was hier ganz unten steht, Eismann, das bin ich, das ist mein Mädchennamen.“ „Und was bedeutet das für mich?“, fragt Petra Roschinski, die Frau aus Hamburg. „Dass ich Sie ganz bestimmt am 12. Februar 1945 um 9.35 Uhr entbunden habe, sonst hätte ich das Kärtchen nicht geschrieben, das war so Praxis im Krankenhaus Dresden-Johannstadt.“

Petra Roschinski schaut gerührt auf die bald 88-jährige Hebamme, die sie mütterlich anlächelt. Das also ist die Frau, die dich ins Leben holte, die dich als Erste, noch vor deiner Mutter, in den Armen hielt, denkt die 67-jährige Frau aus Hamburg und holt aus ihrer Tasche ein Foto. Es zeigt eine junge Frau mit einer hellen Brille und blondem nach hinten gekämmtem Haar. „Das ist meine Mutter. Ilse Nagel. Vielleicht können Sie sich an sie erinnern.“ Petra Roschinski erzählt noch, dass ihre Mutter vor der Geburt immer die Treppe hoch und runter laufen musste, weil der ursprüngliche Geburtstermin schon überschritten war. Das hatte ihr die Oma berichtet. Aber auch dieses Detail hilft nicht weiter. Inge Vetisch schüttelt den Kopf, sie kann sich nicht erinnern. „Ach, das tut mir leid“ sagt sie, „es waren ja so viele und jeden Tag andere Mütter.“ Petra Roschinski lässt sich ihre Enttäuschung nicht anmerken. Sie hätte so gern noch etwas erfahren über ihre Mutter, über die sie so wenig weiß. Wie viele andere junge Mütter hatte sie den Angriff am 13. Februar 1945 auf Dresden in der Johannstädter Frauenklinik nicht überlebt.

Anderthalb Stunden sitzen die beiden Frauen beim Kaffee zusammen. Sie kramen in Erinnerungen, erzählen sich ihr Leben. Inge Vetisch holt aus dem Schrank ein schwarzes Buch im Din-A4-Format, auf das sie offensichtlich recht stolz ist. „Das ist mein Entbindungsbuch“, sagt sie und blättert die Seiten auf. In penibel korrekter altdentscher Schrift ist da Spalte für Spalte zu lesen, wen sie in Neuwürschnitz und Umgebung ans Licht der Welt gebracht hat – von der Nummer 1 im Jahr 1946 bis zur Nummer 243 im Juni 1951.

Im Spätsommer 1945 hatte Inge Vetisch die Hebammenprüfung erfolgreich bestanden und sich selbstständig gemacht. Haushebamme hieß das damals, und zu ihren Einsätzen fuhr sie mit dem Fahrrad. 32 Mark gab es für die normale Entbindung, das Doppelte bei größeren Komplikationen. Im Buch ist alles nachzulesen. Irgendwie war dann Schluss mit der Selbstständigkeit. „Ich weiß aber nicht mehr, warum. Danach hab ich im Krankenhaus als Hebamme gearbeitet – im Drei-Schicht-System. Das ist schon ein sehr schöner Beruf.“ Als Inge Vetisch später selbst zwei Jungs hatte, war das mit den drei Schichten nicht mehr zu schaffen. Sie wechselte in die Kinderbetreuung und blieb dort bis zur Rente.

Natürlich kommen die beiden Frauen immer wieder auf die Bombentage vom Februar 1945 zurück. Oft schiebt Inge Vetisch ein: „Wie war das doch gleich?“. Trotzdem bleiben ein paar Lücken in den Erinnerungen. „Ich war damals noch Schwesternschülerin wenige Monate vor dem Abschluss als Hebamme. Mehrere Entbindungen hatte ich schon allein gemacht. Wir Schülerinnen wohnten in der Frauenklinik im obersten Geschoss, sozusagen unterm Dach. In jener Woche hatte ich Frühlingschicht. Der 13. Februar war Faschingsdienstag, aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir gefeiert hätten. Jedenfalls war ich oben, als die Sirenen losheulten. Wir sind alle sofort runter, ich glaube, in den 1. Stock, wo die Babys lagen. Wir wussten, was im Ernstfall zu tun war, das war schon lange vorher eingeteilt worden. Nur hat keiner von uns geglaubt, dass es passieren würde. Wir haben die Babys aus ihren Betten genommen und sie in den Keller gebracht. Es waren viele, bestimmt über 50 oder 60. Im Keller war ein Raum wie ein Zimmer eingerichtet, aber ohne Betten, nur mit Matratzen oder so was, da haben wir sie hingelegt. Dann ging das schon los mit den Bomben. Ich höre noch ihr Heulen und dann die Einschläge. Es muss auch ein

Fenster gegeben haben, durch das ich Feuer sah. Es muss schon gebrannt haben in der Nähe.“

Wie lange sie im Keller blieben, kann Inge Vetisch heute nicht sagen. Auf jeden Fall länger als eine Stunde. „Dann kam ein großer Militärlaster. Der holte die Babys ab. Ich hab auch einige hochgetragen. Wir haben sie, dick in Decken eingepackt, auf den Boden des Lasters gelegt, ganz dicht aneinander. Wie Ölsardinen. Die Luft war voller Rauch, ringsum brannte es.“ Der Transporter fuhr die Babys in eine Schule im Stadtteil Blasewitz, wo kaum Bomben gefallen waren. „Ich blieb in der Klinik. Erst am nächsten Tag fuhr ich nach Blasewitz. Alles, was an Muttermilch noch in der Küche war, brachte ich hin. Die Babys in Blasewitz

Vieles, was Inge Vetisch erzählt, ist für Petra Roschinski nicht neu. Schon vor zehn Jahren hat sich die Hamburgerin mit dem rosa Geburtenkärtchen auf die Spurensuche gemacht. Sie wollte einfach wissen, wie es anderen kurz vor dem Angriff Gebo- renen ergangen ist. Sie wandte sich an Archive, an Meldeämter, hatte aber nicht viel Erfolg. Schließlich erzählte sie ihre Geschichte im Jahr 2002 der SZ. Die Zeitung unterstützte die Spurensuche und berichtete immer wieder darüber. Petra Roschinski lernte daraufhin Menschen kennen, die als Baby oder Kleinkind Ähnliches erlebt hatten wie sie. Aber noch nie konnte sie mit jemandem sprechen, der die schicksalsschweren Stunden in der Frauenklinik als Erwachsener erlebt hatte. „Es ist mir sehr wichtig, dass Sie aus eigenem Erleben bestätigen, was ich bisher nur aus ein paar Akten und vom Hörensagen wusste“, sagt die Hamburgerin dankbar. Die Hebamme fragt: „Und wie ging es mit Ihnen weiter?“

In den ersten drei Jahren lebte Petra bei den Großeltern in Leuben und der Familie in Freital. Aus Großmutter Erzählungen weiß sie, dass im April 1945 ihr Vater nach Dresden kam und seine vermisste Frau fast vier Wochen lang in den Trümmern der Frauenklinik suchte, sie fand und in Dresden-Leuben beerdigte. Ihr Vater war Komponist und Pianist beim deutschen Polizeiorchester in Oslo gewesen und hatte nie über jene Tage im April 1945 gesprochen. „Ich wäre gern bei der Oma geblieben, die hatte mich ins Herz geschlossen, und ich liebte sie“, sagt Petra Roschinski. Aber mit einem Gerichtsbeschluss und mit der Polizei holte der Vater sie Ende 1947 nach Hamburg, wo er inzwischen wieder geheiratet hatte. Der Kontakt zur Oma wurde Petra verboten; als sie zur Schule ging, schrieb sie heimlich Karten an sie. Ebenso heimlich traf sie sich mit ihr 1963 das erste Mal in Ostberlin, da bekam sie von der Oma auch das rosa Kärtchen. Seit 1965 fährt die Hamburgerin fast jedes Jahr zum Grab der Mutter nach Dresden und zur Oma nach Freital.

„Oma hat den Tod ihrer Tochter nie verkraftet“, sagt die Enkelin. „Am 13. Februar ist sie nie aus dem Haus gegangen. Das war ihr Trauertag. 1985 ist sie an diesem Tag schwer die Treppe hinuntergestürzt und an den Folgen gestorben.“ Auf dem Dachboden des Freitaler Hauses fand Petra Roschinski danach einen großen Koffer mit Briefen und Fotos. Völlig überwunden hat auch sie dieses Trauma von 1945 nicht. Als sie an einem 14. Februar ihren Sohn zur Welt brachte, stürzten die Gedanken über ihr zusammen, alles zog wieder vor ihren Augen vorbei, obwohl da schon fast drei Jahrzehnte vergangen waren.

Dass die Hebamme, die sie ins Leben geholt hatte, in Neuwürschnitz wohnt, weiß Petra Roschinski schon einige Jahre. Denn einen der SZ-Beiträge hatte auch Arndt Vetisch gelesen, einer der Söhne der Hebamme. Auch das Bild mit dem rosa Kärtchen hatte er genau betrachtet. Und als er den Namen „Eismann“ erkannte, durchfuhr es ihn wie ein Blitz: „Das ist doch der Geburtsname deiner Mutter.“ So nahm er Kontakt auf zu Petra Roschinski. Nach dem Anruf war der Frau aus Hamburg sofort klar, dass sie unbedingt nach Neuwürschnitz fahren muss. Aber immer wieder kam etwas dazwischen. Mal in der Familie, manchmal auch mit ihrer Spurensuche. Deren Ergebnisse kann jeder seit einiger Zeit auf der Internetseite www.ueberlebendekinderdresden.de verfolgen. Von 25 Frauen und Männern und ihren erschütternden Schicksalen ist da zu lesen, teils in kurzen Notizen, teils in Beiträgen der SZ. Die Gruppe traf sich schon öfters. Sie bewirkte, dass an der ehemaligen Frauenklinik eine Gedenktafel an die in der Bombennacht gestorbenen Mütter, Schwestern und Ärzte erinnert.

Als Neonazis versuchten, die Internetseite als Beleg für ihre Positionen zu missbrauchen, war die Empörung groß bei Petra Roschinski. Sofort stellte sie im Netz klar: „Wir widersprechen diesem Missbrauch auf Schärfste und lassen uns nicht vor diesen Karren spannen! Diese Seiten wurden zum Gedenken eingerichtet, nicht um nationalsozialistisches Gedankengut zu verbreiten.“ Und Marrika Barth, geboren am 10. Februar 1945 und bei der Spurensuche erste Partnerin von Petra Roschinski, schrieb an die SZ: „Wir verstehen die Veröffentlichung unserer persönlichen Erlebnisse in seriösen Foren als Anregung und Aufruf, für ein gewaltloses und tolerantes Zusammenleben aller Menschen und Völker auf der Erde zu plädieren. Nur so kann sich ein Ereignis wie im Februar 1945 nie mehr wiederholen!“

Als sich Petra Roschinski von ihrer Gastgeberin in Neuwürschnitz verabschiedet, hat sie ein gutes Gefühl. „Das musste sein. Es ist wie der Abschluss einer langen Suche, vielleicht wird dir das auch mehr Ruhe geben“, denkt sie. Inge Vetisch winkt ihr vom Fenster aus nach. Sie wird diese Frau, der sie vor 67 Jahren ins Leben verhalf, nicht vergessen.

hatten doch nichts.“ Vielleicht hat Inge Vetisch im Keller der Schule auf der Kretschmerstraße noch einmal die von ihr entbundene, nun schon zwei Tage alte Petra gesehen. Vielleicht auch nicht, denn noch am 14. Februar wurde Petra von ihrer Oma gefunden und abgeholt. Am selben Tag wurden die Babys, die bis dahin überlebt hatten, ins Sanatorium nach Kreischa südlich von Dresden gebracht. Es könnten an die 75 gewesen sein, sagen alte, heute nicht mehr überprüfbare Kreischaer Quellen. Viele wurden dort von ihren Verwandten gefunden, andere adoptiert, einige starben, weil es von allem zu wenig gab. Auch Inge Vetisch hat noch in Kreischa gearbeitet, denn das Sanatorium wurde zeitweilig Frauenklinik.